

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-30785-2

Fischer

Weiterführende Informationen finden Sie unter
www.fischerverlage.de

Sharon McCone, die Detektivin aus San Francisco, stößt auf Leidenschaft und Mordlust, deren Wurzeln weit in die Vergangenheit zurückweisen, als sie herauszufinden versucht, warum das Opfer eines Heckenschützen noch kurz vor seinem Tod vier Fremde mit mehr als einer Million Dollar bedacht hat. Als auch einer der vier Erben, ein zwielichtiger Rechtsanwalt, ermordet wird und ein Heckenschütze ihren Freund und Chef in der Anwaltskanzlei All Souls ins Visier nimmt, versucht Sharon verzweifelt, eine Verbindung zwischen diesen Fällen nachzuweisen – gegen den heftigen Widerstand des Polizeibeamten, der diese Fälle bearbeitet.

Mit ihrer Liebe zum Detail und ihren atmosphärisch dichten Ortsbeschreibungen zeichnet Marcia Muller ein lebendiges Bild der Stadt San Francisco und der kalifornischen Subkultur, während ihre Heldin Sharon McCone die Fäden des komplexen Falles entwirrt und dabei auf einige traurige Wahrheiten stößt.

Marcia Muller, 1944 in Detroit geboren, gilt in Amerika mit ihren Kriminalromanen um die Ermittlerin Sharon McCone als Schöpferin der modernen Privatdetektivin. Ihr Roman ›Wölfe und Kojoten‹ (Fischer Taschenbuch 14545) wurde 1994 für den *Best Crime Novel Award* nominiert. Sie lebt mit ihrem Ehemann, dem Krimiautor Bill Pronzini, in Nordkalifornien.

Die Sharon-McCone-Krimis im Fischer Taschenbuch Verlag in der Chronologie der Serie: ›Dieser Sonntag hat's in sich‹ (Bd. 14713), ›Mord ohne Leiche‹ (Bd. 14541), ›Tote Pracht‹ (Bd. 14542), ›Niemandsländ‹ (Bd. 14543), ›Letzte Instanz‹ (Bd. 14544), ›Wölfe und Kojoten‹ (Bd. 14545), ›Feinde kann man sich nicht aussuchen‹ (Bd. 14714), ›Ein wilder und einsamer Ort‹ (Bd. 14546), ›Das gebrochene Versprechen‹ (Bd. 14889), ›Am Ende der Nacht‹ (Bd. 14352), ›Wenn alle anderen schlafen‹ (Bd. 14537), ›Spiel mit dem Feuer‹ (Bd. 14775); *und im Argon Verlag:* ›Gefährliche Stille‹.

Unsere Adresse im Internet: www.fischer-tb.de

Marcia Muller

Tote Pracht

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Gabriele Graf

Fischer Taschenbuch Verlag

Für Liz Alexander

2. Auflage: Mai 2001

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, Mai 1992
Neuausgabe Juni 1999

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1990 unter dem Titel
»Trophies And Dead Things«
im Verlag The Mysterious Press, New York
Copyright © by Marcia Muller 1990
Für die deutsche Übersetzung:
© Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1992
Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 3-596-14542-2

Vergeblich das Streben der Macht,
durch Trophäen und tote Pracht
ewige Unsterblichkeit zu erlangen,
es sind doch nur Netze, den Wind einzufangen.

John Webster

1

Im Sommer liegt morgens oft dichter Nebel über San Francisco. Er wogt über die Golden-Gate-Brücke herein, zieht schleichend durch die Stadt, verleiht vertrauten Orten und alltäglichen Dingen den Hauch von Schönheit, Rätselhaftigkeit oder – in manchen Fällen – den Hauch des Bösen. Er hängt als dichter Vorhang vor den Fenstern, kriecht unter den Türen hindurch und dringt in das Bewußtsein derer, die noch im Halbschlaf liegen. Dann werden friedliche Schläfer unruhig, angenehme Träume werden zu Alpträumen. Und wenn die Opfer des Nebels die Augen öffnen, befällt sie ein ungutes Gefühl, noch bevor sie dem grauen Tag ins Auge sehen.

An einem Samstagmorgen im Juli gehörte auch ich zu diesen Opfern. Lange bevor mein Wecker zu unchristlicher Zeit um sieben Uhr früh läuten sollte, lag ich wach und betrachtete die Schatten in den Ecken meines Schlafzimmers. Schließlich griff ich nach der Kurbel und zog die Minijalousien am Fenster über meinem Kopf hoch. Das einfallende Licht war trübe; ich setzte mich auf und sah den Nebel, der wie Engelshaar auf den Kiefern in meinem Garten lag.

Ich seufzte, stellte den Wecker ab, bevor er läutete, und ließ mich auf mein Kissen zurückplumpsen. Das flaue, dumpfe Gefühl, mit dem ich erwacht war, verstärkte sich. Ich hatte geträumt – aber wovon? Ich konnte mich nicht erinnern, doch der Eindruck lastete noch auf mir und bedrückte mich. Ich konzentrierte mich auf den vor mir liegenden Tag, aber die Aussichten waren auch nicht gerade erfreulich. Hank Zahn, Seniorchef der Anwaltskanzlei All Souls, wo ich als Detektivin arbeitete, hatte mich um einen Gefallen gebeten: Ich sollte ihm helfen, die Wohnung eines Klienten auszuräumen, der das vierte Opfer eines unbekanntes Heckenschützen geworden war. Nicht gerade meine Lieblingsbeschäftigung an einem Samstag, aber ich hatte zugesagt, weil ich wußte, daß Hank – einem meiner ältesten und engsten Freunde – an meiner Anwesenheit lag. Und es gab auch einen erfreulichen Aspekt dabei: er hatte mich mit der

Aussicht auf ein Mittagessen bestochen; dieses Versprechen und der Gedanke an Hanks angenehme Gesellschaft hatten mich überzeugt.

Und angenehme Gesellschaft konnte ich wirklich brauchen. Meine trübe Stimmung an diesem Morgen mochte zwar von dem Nebel herrühren, aber den ganzen letzten Monat – ebenso wie die fünf davor – hatte ich mich recht einsam und trostlos gefühlt. Ich mußte irgendwie aus diesem seelischen Tief herauskommen.

An der Tür klingelte es.

Ein ungutes Gefühl beschlich mich, wie immer, wenn die Türglocke oder das Telefon zu ungewöhnlicher Zeit läutet. Ich stand auf, angelte nach meinem Bademantel und band den Gürtel fest, während ich über den Flur ging. Ich schaute durch den Spion.

Jim Addison, der Mann, mit dem ich bis vor einem Monat zusammengewesen war, stand auf der Treppe – und er war betrunken. Er war ganz offensichtlich betrunken, kurz nach sieben Uhr morgens.

Ich öffnete die Tür und starrte ihn an. Jim lehnte am Geländer, seine Augen blitzten listig, sein blondes Haar war zerzaust, die Klamotten zerknittert, und er stank nach Zigarettenrauch.

»Wir haben die ganze Nacht durch improvisiert.« Jim war Klavierspieler und trat am Wochenende mit einer Jazzgruppe in einem kleinen Klub in der Nähe vom Strand auf. »Kann ich reinkommen?«

Ich zögerte und überlegte, wie schnell und unkompliziert ich ihn wieder loswerden könnte, und kam zu dem Schluß, daß es wohl am besten sei, ihm seinen Willen zu lassen. (Ihn loswerden... ihm seinen Willen lassen – was war aus unserer einst guten Beziehung bloß geworden.)

»Ein paar Minuten.« Ich ließ ihn ein und führte ihn durch den Flur in die Küche, wo ich sofort die Kaffeemaschine in Gang setzte. Er ging direkt zum Kühlschrank und schaute hinein.

»Hast du Wein im Haus?«

»Im Regal in der Tür steht eine halbe Flasche Riesling.« Während ich mit einer Hand die Kaffeebohnen mahlte, griff

ich mit der anderen in den Schrank und reichte ihm ein Glas. Ich war daran gewöhnt, daß Jims Tag erst zu Ende ging, wenn meiner begann, aber selten endete er mit einem solchen Exzeß.

Als der Kaffee anfang durchzulaufen, drehte ich mich um und stellte fest, daß er mit dem leeren Weinglas in der Hand dastand und die Stirn runzelte.

»Du haßt mich, stimmt's?« sagte er.

Ich seufzte. »Natürlich nicht.« Er hatte die gleiche Frage gestellt, als ich ihm sagte, daß ich ihn nicht mehr sehen wollte. Und er stellte sie danach auch in allen seinen zahlreichen, hartnäckigen Telefonanrufen. Meine Antwort entsprach der Wahrheit, wenngleich ich es leid war, immer wieder das gleiche zu beteuern. Jim war ein netter Mann mit Sinn für Humor, ein begabter und begeisterter Musiker, und ich mochte ihn sehr. Deshalb hatte ich die Beziehung zu ihm auch abgebrochen. Es ist nicht fair, jemanden, den man mag, zu benutzen, um einen anderen, den man zu lieben glaubt, vergessen zu können.

Er betrachtete mich einen Moment, dann zuckten seine Lippen verächtlich. »Wie immer die Vernunft in Person.«

»Was soll das...«

»Du hast immer recht, du weißt immer, was das Beste ist für mich, für dich und die ganze verdammte Welt!«

»Das stimmt nicht.« Wenn ich so vernünftig wäre, würde ich dann zulassen, daß ein Mann, von dem ich mehr als sechs Monate lang nichts gehört habe, mir immer noch fehlt? Hätte ich mich dann in diesen Mann überhaupt verliebt?

Jim knallte das Weinglas mit solcher Wucht auf den Tisch, daß es zerbrach. Mein Blick sprang zu den glitzernden Scherben und dann zu seinem vor Wut verfärbten Gesicht. Es war das erste Mal, daß ich ihn wütend sah.

»Was muß ich denn noch sagen, um zu dir durchzudringen?« wollte er wissen.

»Das haben wir alles schon einmal besprochen.«

»Nein, da bin ich anderer Meinung. Noch nicht!« Er drehte sich auf dem Absatz um und ging den Flur hinunter; die Haustür wurde geöffnet und fiel dann krachend hinter ihm ins Schloß.

»Großartig«, sagte ich. »Einfach großartig. Was kann denn heute sonst noch schiefgehen?«

Ich atmete tief durch und lehnte mich gegen die Anrichte; hinter mir pff und gurgelte die Kaffeemaschine. Einen Augenblick lang überlegte ich, ob Jim – dieser neue, zornige Jim, den ich nicht kannte – zu Gewalttätigkeit neigte. Aber taten wir das nicht alle? Ich mußte abwarten und sehen, wie die Sache weiterging. Mit diesen wenig ermutigenden Gedanken machte ich mich auf den Weg zur Dusche.

Während ich mir die Haare wusch, fiel mir der Traum wieder ein. Ich war losgefahren, um Hank in der Wohnung seines Klienten im Bezirk von Inner Richmond zu treffen. Aber nachdem ich die Buena Vista Heights hinauf- und nach Haight-Ashbury hinuntergefahren war, stellte ich fest, daß die Stanyan, die Straße, die in nördlicher Richtung am Golden-Gate-Park entlang verlief, verschwunden war. In meiner Verwirrung bog ich einige Male ab, fuhr durch mir unbekannte Gegenden und landete schließlich wieder oben an meinem Ausgangspunkt. Immer wieder fuhr ich nach Haight hinunter. Immer wieder fand ich keine Spur von der Stanyan Street.

Solch frustrierende Träume – ständiges Verwählen beim Telefonieren; ein Flugzeug verpassen, weil man mit dem Packen nicht fertig wird – waren mir nicht neu. Ich hatte vor kurzem ein Taschenbuch über dieses Thema gelesen und erfahren, daß dies ein Zeichen von Unentschlossenheit ist, daß der Träumer sich nicht sicher ist, ob er sein Ziel erreichen, den Telefonanruf machen oder die Reise unternehmen will. Wenngleich die vor mir liegende Aufgabe nicht gerade erfreulich war, verstand ich in diesem Fall meine gemischten Gefühle nicht so recht. Auch war mir nicht klar, warum mir der Traum auf so unangenehme Weise nachging.

Abergläubisch drückte ich mir selbst meine vom Shampoo glitschigen Daumen und hoffte, der Traum möge kein schlechtes Omen sein.

Bis neun Uhr – nach drei Tassen Kaffee und dem Kreuzworträtsel im *Chronicle* – hatte sich meine Laune etwas gebessert. Als ich gegen halb zehn Inner Richmond erreichte (und die Stanyan Street immer noch da war), war ich ganz guter Dinge.

Richmond ist ein solides Viertel der Mittelschicht auf der Nordwestseite des Golden-Gate-Parks. Es besteht hauptsächlich

lich aus Einfamilienhäusern und eng beieinanderliegenden Wohnblocks. Einst lebten hier zahlreiche Mitglieder der russischen und irischen Gemeinden der Stadt, aber in den letzten Jahrzehnten ist es zu einer beliebten Wohngegend für aufstrebende Asiaten geworden. Noch gibt es zwar die katholischen Kirchen, die irischen Pubs und die russisch-orthodoxe Kirche am Geary Boulevard, doch die neuen Bewohner haben überall ihre Spuren hinterlassen.

Während ich die Clement Street, die belebte Einkaufsstraße des Viertels, hinunterfuhr, entdeckte ich zwischen zwei Querstraßen acht asiatische Restaurants: zwei thailändische, ein japanisches, ein burmesisches, zwei vietnamesische und drei verschiedene Arten von chinesischen Gaststätten. Gemüsestände mit Kisten voller Bok Choy und Daikon-Rettichen, Lebensmittelläden mit geräucherten Enten und gegrillten Schweinerippchen in der Auslage, Banken und Versicherungen, deren Schilder neben englischen Lettern auch verschiedene asiatische Schriftzeichen trugen – all dies fand sich neben solch althergebrachten Einrichtungen wie dem Green-Apple-Buchladen, Churchill's Pub, Woolworth und den Busvan-Billigmöbeln. Acht von zehn Gesichtern – die gleiche ethnische Mischung wie bei den Restaurants – gehörten Asiaten aller Altersgruppen – von gebeugten Alten mit Einkaufswagen bis zu jungen Paaren, die japanischen Sportwagen entstiegen. Clement Street war in meinen Augen die vollkommene Verkörperung der sich wandelnden Kulturenmischung in San Francisco.

Leider ist diese Straße aber auch eines der schlimmsten Beispiele für die Verkehrs- und Parkprobleme der Stadt. Die Gegend wurde zu einer Zeit bebaut, als niemand ahnen konnte, wie viele Menschen und Autos es hier einmal geben würde. Und so fehlt es an Parkplätzen und Garagen. Selbst zu dieser verhältnismäßig frühen Stunde waren alle Parkuhren besetzt, Lieferwagen standen in zweiter Reihe. Die Autos fuhren langsam, weil die Fahrer mit einem Auge nach eventuellen Parkmöglichkeiten am Straßenrand Ausschau hielten; andere Fahrer drehten wutentbrannt um, überfuhren Stoppschilder und gefährdeten Fußgänger auf den Zebrastreifen. Ich atmete die Abgase eines Stadtbusses ein, der seine Fahrgäste aussteigen ließ, und trommelte mit meinen Fingern ungeduldig auf das Lenkrad. Im

Geiste dankte ich Hank dafür, daß er daran gedacht hatte, mir zu sagen, ich könne in der Einfahrt des Hauses an der Third Avenue parken – falls ich jemals dort ankommen sollte.

Fünf Minuten brauchte ich, um die Clement Street entlangzukriechen, dann bog ich an der Ecke auf die Third ab und fand die Adresse, die Hank mir genannt hatte: eines jener Zweifamilienhäuser mit Garage und einer illegalen Einliegerwohnung im Souterrain. Die Fassade im nachgemachten viktorianischen Stil, minzegrün mit einer Verzierung in Lila und Orange jagte selbst dem ästhetisch anspruchlosesten Zeitgenossen Schauer über den Rücken. In der Einfahrt stand Hanks Honda und versperrte den Bürgersteig. Ich sah mich um und stellte fest, daß die meisten Anwohner ihre Autos ähnlich parkten. Außerdem war da noch ein ganz Erfinderischer, der seinen Wagen auf dem Bürgersteig parallel zum Randstein abgestellt hatte. Zum Teufel mit den Parkregeln, dachte ich, und parkte neben dem Honda.

Als Hank die Tür zur Erdgeschoßwohnung öffnete, war ich froh, daß ich versprochen hatte, ihm zu helfen. Er hatte Kummerfalten um den Mund, und seine Augen blickten trübe, als er die Hornbrille abnahm, um die dicken Gläser mit einem Zipfel seines braunen Cordsamthemds zu putzen. Hank setzt sich für seine Mandanten so sehr ein, daß ihm oft die nötige Distanz zu ihren Problemen fehlt. Nicht daß dies seine Tüchtigkeit beeinträchtigte; es belastet ihn nur mehr, als ihm guttut.

Ich lächelte ihm aufmunternd zu und trat ein. Es war kalt in der Wohnung. Hank hatte wahrscheinlich die Heizung nicht eingeschaltet, um das Geld der Erben zu sparen. Am Ende eines langen Ganges stand eine Tür halb offen; ich sah einen Küchentisch und einen Kühlschrank. Links von mir lag ein kleines Wohnzimmer mit einem Erkerfenster zur Straße hinaus. Ich ging dort hinein, um meine Wildlederjacke auszuziehen. Aber dann überlegte ich. Die Jacke würde vielleicht schmutzig werden, wenn ich Kisten und Möbel wuchtete, aber ohne sie wäre mir sicher zu kalt.

Hank schien meine Gedanken zu erraten. »Ich habe Kaffee aufgesetzt«, sagte er, »und du kannst einen von Perrys Pullovern anziehen.«

»Danke.« Ich folgte ihm den Flur hinunter in ein Schlafzimmer, das noch kleiner war als das Wohnzimmer. Er wühlte in

einem Kleiderhaufen, der auf dem Bett lag, und warf mir eine schwere grüne Strickjacke mit einem Loch am Ellbogen und einem zerrissenen rechten Ärmel zu. Sie reichte mir bis zu den Knien; ich krepelte die Ärmel bis zu den Handgelenken hoch. Der verstorbene Perry Hilderly muß ein großer Mann gewesen sein.

Hank war schon in die Küche gegangen. Als ich nachkam, hielt er mir einen Becher mit heißem Kaffee hin. Ich nahm ihn entgegen und blickte durch eine Tür links von mir. Sie führte in ein Eßzimmer mit einem Kamin und eingebauten Bleiglasschränken – die typische Ausstattung für Wohnungen dieser Art und Bauzeit. Das Zimmer war nicht möbliert; nur ein paar Kartons mit der Aufschrift BEKINS standen herum.

Ich warf Hank einen fragenden Blick zu.

»Das sind die Sachen, die Perry nach seiner Scheidung hierhergebracht hat«, erklärte er. »Er war nicht viel zu Hause. Das ist bei Wirtschaftsprüfern wohl oft so.«

Solche Verallgemeinerungen sind typisch für Hank. Kühne Behauptungen, die auf keinen oder nur wenigen Tatsachen gründen. Ich bin jedesmal wieder überrascht, vor allem in Anbetracht der verschrobenen Käuze, die ihm Jahr für Jahr in der Kanzlei begegnen. Diese Kategorisierung seiner Mitmenschen muß ein Relikt seiner Erziehung sein – seine Mutter ist in ihren Urteilen über andere Menschen ziemlich unerbittlich. Aber da solche Sätze nie wirklich sein Urteilsvermögen beeinflussen, übergehe ich sie meist kommentarlos.

Ich betrachtete das Farbfoto, das am Kühlschrank mit einem Magneten befestigt war. Es zeigte einen großen, schlaksigen Mann mit blonden Locken und altmodischer Brille; er trug ein Giants-Sweatshirt und wurde von zwei ähnlich gekleideten blonden Jungen flankiert, die ihm gerade bis zur Taille reichten. »Das ist Hilderly, oder?«

»Hm. Das ist ein altes Foto; seine Jungs sind inzwischen Teenager.«

»Er sieht noch genauso aus wie auf dem Bild von neunzehnhundertfünfundsechzig, das am Morgen nach seinem Tod im *Chronicle* war. Nur sein Haar war damals länger und wuscheliger.«

Perry Hilderly hatte in den sechziger Jahren zu den Gründern

der Gruppe ›Free Speech Movement‹ an der Universität von Berkeley gehört. Ich ging damals noch zur Schule, aber ich habe mich sehr für das, was an den Universitäten passierte, interessiert – wahrscheinlich weil ich das weiße Schaf in einer Familie von lauter Rebellen war und meine Geschwister und ihre Kommilitonen um den Mut beneidete, Autorität in Frage zu stellen. Ich erinnere mich noch an Fernsehsendungen über die Unruhen auf dem Campus, bei denen Hilderly die große Show abzog.

»Du erinnerst dich an ihn?« fragte Hank.

»Ein bißchen.«

»Das überrascht mich.«

Ich setzte mich zu ihm an den Küchentisch. »Warum?«

»Du warst damals ja noch ein Kind.«

Ich lächelte. Hank ist nur sechs Jahre älter als ich, aber er hat mir gegenüber schon immer eine väterliche Rolle herausgekehrt. Das liegt wohl mit daran, daß er damals, als wir uns in Berkeley kennenlernten – Jahre, nachdem Hilderly von der Bildfläche verschwunden war –, schon ein lebenserfahrener Jurastudent war, hinter dem die Schrecken von Vietnam lagen, und ich eine Studienanfängerin, die ihre härtesten Kämpfe in der Sicherheitsabteilung eines Kaufhauses geführt hatte, wo ich arbeitete, bevor ich mich zum Studium entschloß. Im Laufe der Jahre hat sich meine Lebenserfahrung deutlich vermehrt, aber Hank glaubt immer noch, mich beschützen und leiten zu müssen. Wir haben nie darüber gesprochen, aber ich weiß, daß er an dieser Vaterrolle auch deshalb so hartnäckig festhält, weil unsere Freundschaft nie durch romantische Bande gefährdet war. Und Hanks väterliche Art trägt dazu bei, diesen Status quo zu erhalten.

»Ich erinnere mich trotzdem an ihn«, sagte ich, »obwohl er von den Medien nicht so herausgestellt wurde wie Mario Savio.«

»Marios Charisma hatten nur wenige. Perry erinnerte mit seiner komischen Art ein wenig an Abbie Hoffman, aber Perry war bei weitem nicht so unverschämt. Es gab viele weniger bedeutende Leuchten, die sich damals im Rampenlicht der Öffentlichkeit sonnten.« Hank dachte mit einem schiefen Lächeln an jene Zeit zurück.

Ich wußte, was er dachte. Einer meiner Freunde meinte ein-

mal, daß kaum jemand aus der Protestbewegung der sechziger Jahre noch ›die alten Ideale hochhielte‹; nur wenige waren so erfolgreich beim ›Marsch durch die Institutionen‹, wie ihre Anhänger es erhofft hatten. Aber eine Zeitlang war es Visionären wie Mario Savio gelungen, die Phantasie einer ganzen Generation zu fesseln. Mario, der an einem Herbsttag im Jahre 1964 respektvoll seine Schuhe auszog, bevor er auf ein Polizeiauto kletterte, das von etwa dreitausend Studenten umzingelt war, die gegen die Verhaftung eines Bürgerrechtlers auf dem Universitätscampus protestierten. Mario griff zu einem Mikrophon und zog einzelne aus der Menge in einen spontanen dreißigstündigen öffentlichen Dialog, der die Universität, die amerikanische Jugend, die ganze Nation für immer veränderte. Nein, Perry Hilderly war kein Sicherheitsventil für Mario Savios Heftigkeit, aber er hatte Humor in eine eigentlich humorlose Bewegung gebracht und potentiell gefährliche Situationen durch seinen Witz entschärft.

Ich erinnerte mich, daß Hilderly Ende der sechziger Jahre plötzlich von der Bildfläche in Berkeley verschwand. Als ich mein Studium in Berkeley begann, waren auch die meisten seiner Mitstreiter verschwunden. Ich habe einmal eine Reportage über ehemalige Aktivisten der ›Bewegung für Redefreiheit‹ gehört, die sich, enttäuscht durch den Mangel an greifbaren Erfolgen, der militanten Weatherman-Gruppe angeschlossen hatten und in den Untergrund gegangen waren. Hilderly war Wirtschaftsprüfer geworden, wie sich jetzt herausstellte, und viele Jahre später am Geary Boulevard, zwei Ecken von seiner Wohnung entfernt, anscheinend sinnlos erschossen worden.

»Du hast doch in den Sechzigern in Stanford studiert. Woher kennst du Hilderly eigentlich? Oder hast du ihn erst später kennengelernt?« fragte ich Hank.

»Ich bin ihm neunundsechzig in Vietnam begegnet. Perry hatte die Universität verlassen müssen und arbeitete für eine linke Zeitschrift. Er ging nach Vietnam im Auftrag der Zeitschrift, um über den Krieg zu berichten, aber sie machten Pleite, kurz nachdem er dort angekommen war. Als ich ihn kennenlernte, lebte er bei einer Familie in der Nähe von Cam Ranh Bay. Er hatte mit einer der Töchter einen kleinen Sohn. Aber er sehnte sich nach der Gesellschaft von Amerikanern und hing